

7. Jahrgang – Nr. 16 | Beilage zur Neuß-Grevenbroicher Zeitung | 18 April 1928

Erwachen.

Der Lenz, der Lenz ist nun erwacht
Die Augen hat er aufgemacht,
Die sonnenfrohen, jungen,
Dieweil die Amsel früh im Ried
Ein wundersames neues Lied
Dem Königskind gesungen.

Von Freud' und Wonne sang sie traut
Da sind bei ihrem süßen Laut
Viel Knospen aufgegangen.
Und Wald und Wiese, Berg und Tal
Voll scheuer Lust mit einem Mal
In tausend Wundern prangen.

K. Braeckeler.

*

Frühling am Rhein.

Trotz Steinach und all der anderen Verjüngungsapostel ist der blauäuige, blondgelockte Jüngling Frühling der wirksamste Verjüngungskünstler. Im Kölner Wallraf-Richartz-Museum hängt ein Bild des jugendlichen Otto Schwerdgeburth, das Fausts Osterspaziergang illustriert. Von der Frühlingslandschaft ist wenig zu sehen, desto mehr aber von dem Wiederschein, dem Abglanz des Frühlings in den Gesichtern und der Luft der Menschen, die hervorkommen aus niedrigen Häusern, dumpfen Gemächern, aus Handwerks- und Gewerbeständen, aus dem Druck von Giebeln und Dächern, aus den Straßen quetschender Enge, aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht. Des Frühlings holder, belebender Blick, der Strom und Bäche vom Eise befreit hat, auch das Herz der Menschen geöffnet, es empfänglich gemacht für die Natureindrücke, die in dieser Zeit in unendlicher Zahl auf uns einstürmen.

Doppelschön hält der Frühling am Rhein seinen Einzug. Mit Brausen ist er heuer an dem Tage dahergekommen, den die Astronomen ihm vorgeschrieben haben. Aber an den stört sich der eigenwillige Knabe mit nichten. Schon viel früher hat diesmal die Frühlingssonne vom azurblauen Himmel am Rhein ihre Strahlen in das dürre Gras der Rheinberge gesandt, in dem die Menschen sich wohlig der kostenlosen „Höhensonne" aussetzen, hinausschauend in das weite Tal, das als eines der schönsten auf Erden gilt. Die linden Lüfte erfüllt schon Vogelgezwitscher und die Nachtigall schlutzt bereits in der Nacht. Und der Lebenssaft der Natur steigt auch in die Menschenherzen und weckt darin eine Stimmung, die mit der heute verpönten Romantik eine verzweifelte Aehnlichkeit hat. Auch ich fürchte, die Rheinschönheit kann trotz aller neuen Sachlichkeit nun einmal ein bischen Romantik ebensowenig entbehren, als ein bischen Wein. Aber ist das denn so schlimm? Wer kann die buntfarbige Crocus- und Forsythiaherrlichkeit, dem zarten gründuftigen Schleier über hängende Weiden, Busch und Birke in sich aufnehmen ganz ohne innere Regung? Das ist keine Sentimentalität; auch wenn wir in diesen lichten Tagen hinaufsteigen auf unsere Berge und uns den Frühlingswind um die Nasen wehen lassen, durchschauert es uns mit Freude und Wonne. Es ist einfach die tiefmenschliche Naturverbundenheit der wir erliegen, die trotz allen Kulturerlebens in jedes gesunden Menschen Unterbewußtsein verborgen ist und nur der Lebensposaune wartet, um hervorzubrechen. Wo dieser Naturinn verkümmert und vertrocknet ist, hat das menschliche Empfinden überhaupt unheilbar gelitten.

Vor allem dem Großstadtmenschen bringt der Frühling am Rhein mit seinem wunderbaren Naturerwachen und seinen tausend Unbegreiflichkeiten die wonnevolle Jugendzeit mit Funden ohne Ende zurück. Und wenn dann bald darauf das hehrste Wunder, das Schöpfungswunder sich vollzieht und das ganze Rheintal in eine unendliche Blütenstraße vom strahlenden Weiß bis zu den zartesten Farbtönen verwandelt, dann scheint, vom Berge gesehen, ein Stück Himmel zur Erde gefallen, an dem sich der Menschen Leid wieder aufrichtet, wie es Martin Greif in den Versen ausspricht:

Der Weißdorn prankt im Blütenkleid,
Verflogen ist sein Winterleid
Seit Lenz gekehrt zur Erden;
Da alles lacht in Berg und Tal,
Versuche, Herz, doch selbst einmal
Auch wieder froh zu werden.

G. Hölscher.

*

Ostergesang.

Christus ist erstanden
Befrei't von Todesbanden;
Des woll'n wir alle froh sein,
Christus will unser Trost sein;
Alleluja!

Christus ist erstanden,
Befrei't von Todesbanden;
Der als das wahre Osterlamm
Die Missetat der Welt hinnahm.
Alleluja!

Christus ist erstanden,
Befrei't von Todesbanden;
Wie du vom Tod erstanden bist,
Laß uns ersteh'n, Herr Jesu Christ!
Alleluja!

(Aus einem alten Eichsfelder Gesangbuch.)

*

Unsere Osterlieder.

Von Hedwig Krauskopf.

„Vom Eise befreit sind Strom und Bäche
durch des Frühlings holden belebenden Blick;
im Tale grünet Hoffnungsglück ...
Jeder sonnt sich heute so gern;
sie feiern die Auferstehung des Herrn.
Denn sie sind selber auferstanden ..."

In diesem Osterliede Faust's zeigt Goethe, warum unsere Herzen sich an Ostern jubelnd aussingen, warum unsere Osterlieder in solch kraftstrotzenden Klängen wie Trompeten im Siegertritt tönen wollen: Die Auferstehungsseligkeit der Erde klingt ein in das Lob der Glocken, die den Sieg des Heilandes weithin singen ins grünende Land.

---

beimeer bis 600, 800, 1000 Meter Höhe in den Alpentälern und über der Schweizer Hochebene; alles darüber aber erfreut sich einer unsagbar feinen Klarheit und leuchtender Farben von seltsamen Glanz. Das ist Föhn im ursprünglichen Sinne des Wortes. Später hat die Wetterkunde auch für andere absteigende und dabei sich erwärmende Ströme diese Bezeichnung übernommen, und sie kennt auch „Tiefdruckföhn" — das ist der in einem kleinen „Hoch" zwischen zwei „Tief" sich niedersenkende Wind, der natürlich Aufheiterung bringt.

Föhn dauert gewöhnlich so lange, bis er durch einbrechende andere Winde mit kalter Luft gemischt wird. Diese Mischung ergibt selbstverständlich Abkühlung und als deren Folge Dampfverdichtung, und die weitere: Regen. Darum der alte Philgus ganz recht hatte — wenn der Föhn vergeht, dann gibt es schlechtes Wetter und „Kot". Schon Scheuchzer erzählt uns richtig: „Um die Mitte Oktobris hielt viele Tage nacheinander an ein ungemein starker und warmer Föhn oder Mittagswind." Und Th. Vischer beschreibt ihn also: „Ein wälsches Weib, das mit der einen Hand schmeichelt und die Linke auf dem Rücken hält mit einem Dolche ..."

Föhn: Die Luft ist lind und weich, für mich beglückend ... andere fühlen sich schlaff und zerschlagen, ihre Nerven zittern. Föhn: laue Stille mit einzelnen Seufzern eines schwachen Windes ... Föhn: ein rasender Sturm, daß die Feuer in den Häusern gelöscht werden müssen. Denn bräche ein Brand aus, es wäre keine Rettung. Föhn: Frühling im Winter, ein seidiger Himmel, purpurne Felsen und violenblaue Schatten .. Föhn: man muß ihn erlebt haben in hundert wechselnden Formen, erlebt, gesehen, gerochen, gespürt haben ...

Föhn:

Wind bläst an den erstarrten Gräten
den Schnee zur silbernen Feuersbrunst.
Vom Himmel stürzender Sturm
drückt ängstliche Vögel nieder.
Wolken, die ruhig wandeln wollten,
hetzen einander.
Dann jäh die erschütternde Stille
Dunkelblau neigt sich demütiges Tal —
aber die Flanken der Berge
springen aufreißend mich an.

Roelli.

Noch einmal stelle ich zusammen, wie der „Föhn", wenigstens der ausgesprochene (der „typische") Alpensüdföhn, gewöhnlich zu erklären ist: Ein Tiefdurchwirbel (wie dies im Winter sehr häufig der Fall ist!) kommt vom Weltmeer und tri,t vielleicht bei Biskaya auf das Festland. Er läuft nördlich den Alpen entlang. Während seines Vorbeiziehens müssen südliche und südwestliche Winde herrschen (am Boden), die dem Kern des Wirbels zuströmen, um dort in die Höhe zu steigen. Diese Winde saugen aus den Alpentälern Luft an, saugen Luft aus ihnen heraus. Es erfolgt ein Nachschub, ein Nachsturz von Süden, von der Kammhöhle her — und dieser stürzende Wind wird, wie ich ausführte, erwärmt. Die Erwärmung verursacht Aufheiterung; diese reicht genau so weit, wie die stürzende Luft noch nicht durch ihr Einströmen in den Wirbel gehoben wird. Bei starker „Föhnlage" reicht die Wirkung etwa bis zum mittlern Schwarzwald oder bis zur Donau. Und von Norden kommend trifft der erfreute Reisende auf hellen Sonnenschein, der ihn begleitet, bis er am Brenner oder Gotthard auf die Südseite des Gebirges kommt. Da herrschen aufsteigende Winde, Dampfverdichtung und Regen. Vor dem Föhn ist es schlecht. Das Gebirge ist die Wetterscheide. Genau so wie in kleinerm Maßstabe Vogesen und Schwarzwald bei leichteren Westwinden Wetterscheiden sein können.

Die Alpen sind die große Trennungsmauer der Wetter in Europa, und Schiller läßt, wenn er auch nicht weiß, warum es so sein muß, seinen Melchtal also sagen:

Denn so wie ihre Alpen fort und fort
dieselben Kräuter nähren, ihre Brunnen
gleichförmig fließen, Wolken selbst und Winde
den gleichen Strich unwandelbar befolgen.

Heimchen am Herd

Nacht in Schweden.

Der Mälar strömt. Der Faulbaum hängt sehr tief
mit weißen Büscheln über blassen Beeten,
und Stimmen kommen, die niemals verwehten,
und die ich doch nicht rief.

Verwandte Worte stoßen an mein Ohr,
die blonden Menschen schreiten wie durch Saaen.
und abgewandte Lurenhörner klagen
aus ernstem Abendchor.

Vielleicht geh' ich hier stummen Ahnenweg,
und dieser Fels, von schrindem Moos umwachsen,
war wohl, ein Ziel den schlanken hellen Lachsen,
der Väter Fischersteg.

Vielleicht glitt hier, von Mittnachtsglanz umfragt,
ein Lied von eines scheuen Knaben Lippen
und sang versonnen um die sturen Klippen
und fragt in mir und fragt.

Ludwig Bäte.

Die Alten und die Jungen.

„Unverständlich sind uns die Jungen,"
Wird von den Alten beständig gesungen;
Meinerseits möcht ich's damit halten:
„Unverständlich sind mir die Alten."
Dieses am Ruderbleibenvollen
In allen Stücken und in allen Rollen,
Dieses sich Unentbehrlichvermeinen
Samt ihrer „Augen stillem Weinen",
Als wäre der Welt ein Weh getan, —
Ach, ich kann es nicht verstahn.
Ob unsere Jungen, in ihrem Erdreisten,
Wirklich was Besseres schaffen und leisten
Ob dem Parnasse sie näher gekommen,
Oder bloß einen Maulwurfshügel erklommen,
Ob sie mit andern Neusittenverfechtern,
Die Menschheit bessern oder verschlechtern,
Ob sie Frieden sä'n oder Sturm entfachen,
Ob sie Himmel oder Hölle machen, —
Eins läßt sie stehn auf siegreichem Grunde:
Sie haben den Tag, sie haben die Stunde,
Der Mohr kann gehn, neu' Spiel hebt an,
Sie beherrschen die Szene, sie sind dran.

Theodor Fontane.

Regentag.

Mit Wolkentüchern dämmergrau verhängt,
Grämlich und blind, schleppt sich der trübe Tag.
Von Feuchte triefend, liegen Feld und Hag.
Schlammwasser gurgelt auf durchnäßten Wegen.
Und wie sich Schatten dicht zu Schatten drängt,
Rieselt eintönig fort und fort der Regen.

Heinrich Leis.

Bequemlichkeit der Zeit.

Man wird nicht besser mit den Jahren —
Wie sollt es auch? Man wird bequem
Und bringt, um sich die Reu' zu sparen,
Die Fehler all in ein System.

Th. Fontane.

Die Träume der Deutschen.

Scheltet mir nicht die Deutschen! Wenn sie auch
Träumer sind, so haben doch manche unter ihnen so schöne
Träume geträumt, daß ich sie kaum vertauschen möchte
gegen die wachende Wirklichkeit unserer Nachbarn.

Heinrich Heine.
(Englische Fragmente, 1828.)

Düreerdeutschtum.

Jedes Volk hat sein Ideal. Julius Langbehn hat sich mit den feinsinnigen Ausführungen bemüht, das wahre deutsche Wesen zu zeigen. Er wählte des großen niederdeutschen Malers Rembrandts gelassene, dunkelfarbige Kunst zum Beispiel deutschen Geistes. Und nannte sich deshalb der „Rembrandtdeutsche". Auch den großen süddeutschen Maler Albrecht Dürer spricht gerade Langbehn als typischen Vertreter des deutschen Geistes an. Wer Dürers Malweise mit der Rembrandts vergleicht, findet tatsächlich große Aehnlichkeit. Dürer war auch ein echter Deutscher. Die Themen und die Form der Kunst atmen christlich deutsches Leben. So heißt es in „Hans Sachs poetischer Sendung":

„Nichts verlindert und nichts verwitzelt,
Nichts verziert'scht und nichts verkritzelt;
Sondern die Welt soll vor dir steh'n,
Wie Albrecht Dürer sie gesch'n:
Nur festes Leben und Männlichkeit,
Nur innere Kraft und Ständigkeit!"

Kampffroher Welttrotz, mit furchtlosem Blick gen Tod und Teufelsspuk, abgeschiedene Denkerseligkeit und sinnende Weltversenkung, vergrübelte Selbstqual, Sinn und Zweck verneinende Melancholie, so nennt Rh. Lindemann in der „Bücherwelt" das Düreerdeutschtum.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Heinrich Staab.
Rotationsdruck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei, Neuß.

Die ganze Welt, Herr Jesu Christ,
zu Deiner Urständ fröhlich ist.
Der Sonnenschein jetzt kommt herein
und gibt der Welt ein'n neuen Schein."

Jubelt auch das „Exsultet", das bei der Osterkerzenweihe gesungene Lob des hl. Augustinus: „Nun frohlocke die Engelschar des Himmels! Es freue sich auch die Erde, bestrahlt von solch himmlischem Schimmer! Vom Lichtglanz des ewigen Königs umflossen, fühle sie, daß sie die Finsternis verloren, die auf ihrem Umkreis lastete! . . . Jene Nacht ist es, in der Christus die Bande des Todes sprengte und aus der Hölle als Sieger emporstieg! Die Nacht wird lichthell wie der Tag, und die Nacht ist meine Leuchte bei meiner Wonne . . ."

Daher verstehen wir den „Frühlingsschrei eines Knechtes aus der Tiefe," wie er sich aus Clemens Brentanos unglücklichem Herzen löste, weil er sündig, nicht in den Osterjubel der Natur einstimmen durfte:

„. . . Jährlich greifet Deine Güte
in die Erde, in die Herzen;
jährlich weckest Du die Blüte,
weckst in mir die alten Schmerzen . . .
Wenn nun rings die Quellen schwellen,
wenn der Grund gebärend ringet,
brechen her die bittern Wellen,
die kein Witz, kein Fluch mehr zwinget . . .
Herr, erbarme Du Dich meiner,
daß mein Herz neu blühend werde!
Mein erbarmte sich noch keiner
von den Frühlingen der Erde!"

Also ist der Frühling doch nicht mehr als bloß Sinnbild des auferstandenen Gottes, er ist noch nicht die Erlösung selbst. Darin liegt der wesenhafte Unterschied zwischen unseren modernen Osterliedern und den urhaft christlichen.

„Die Lerche stieg am Ostermorgen
empor ins klarste Luftgebiet
und schmettert hoch im Blau verborgen
ein freudig Auferstehungslied."

An diesem „Ostermorgen" Emanuel Geibels ist von Christus nicht mehr die Rede; nicht das leere Grab ist Zeuge der Erlösung, sondern nur die sich erneuende Natur. In unsern alten Osterliedern dagegen ist die Erscheinung des Auferstandenen noch nicht durch das Sinnbild verdeckt, obzwar viel natürlicher, sinnlicher der Frühling darin pulst, ohne daß Worte ihn nennen. Christus bleibt im Vordergrunde, wie in unserm ältesten deutschen Osterlied:

„Christ ist erstanden,
von der Marter alle.
Des suln wir alle froh sein,
Christ will unser Trost sein!
Kyrieleison."

Diese hinreißende Melodie entsproß dem Vers „Surrexit Christus spes mea" (Christus, meine Hoffnung, ist erstanden) aus der Ostersequenz „Victimae paschali laudes" (Preis nun sollen bringen die Christen dem Oster-Opfer!). Es war ein Deutscher, Wipo, der um 1048 gestorbene Hofkaplan Kaiser Konrads II., der diesen monumentalen Osterhymnus für die Liturgie der Kirche schuf. Wir meinen noch sein edles Germanentum in diesen Versen zu spüren:

„Tod und Leben haben gestritten erhabenen Streit,
Es starb des Lebens Herzog
Und herrscht lebendig . . .
Ja, wir wissen
Wahrhaft ist Christus von den Toten auferstanden.
O Sieger, König,
Sei uns hold!"

Nicht verwunderlich daher, wenn auch Luther in seinen Tischreden bezeugt, wie tief dies Lied in den Herzen unserer Väter wurzelt: „Alle Lieder singt man sich mit der Zeit müde; aber das „Christ ist erstanden" muß man alle Jahre wieder singen".

Daneben hat sich von den unsagbar vielen Variationen dieses Liedes aus dem eigentlichen Mittelalter nur noch dies eine allgemein erhalten, das mit seiner herben Melodie an die hohen Gewölbe der Gottesburgen mahnt: „Freu dich, du werte Christenheit, Christus hat überwunden". Im 15. Jahrhundert gedichtet, findet es sich heute in den katholischen wie protestantischen Gesangbüchern. Aus gleicher Zeit stammt auch das Osterlied an die Gottesmutter: „Freu Dich, Du Himmelskönigin", die Übersetzung des Oster-Antiphon: Regina coeli laetare.

Von diesen lateinischen Vorbildern machten sich die Dichter der nachreformatorischen Tage frei. Ihre Lieder, nach Gehalt und Stimmung jenen älteren gleich, tönen heiterer und beschwingter, dem Unterschied der Barocke zur Gotik entsprechend. Man denke nur an diese drei aus dem von den Jesuiten in Köln 1623 herausgegebenen Gesangbuch: „Die ganze Welt, Herr Jesu Christ, in Deiner Urständ fröhlich ist" („ein newes fröhlichs Ostergesang, Frewd der gantzen Welt genannt", so bezeichnete man es 1625); dann: „Ist das der Leib, Herr Jesu Christ, der tot im Grab gelegen ist" und „Laßt uns erfreuen herzlich sehr, Maria seufzt und weint nicht mehr", das freudige Gegenstück zu dem „Stabat mater" der Passionszeit. Um noch 150, ja 200 Jahre jünger sind die beiden, die mit ihren prunkhaften Melodien wohl die beliebtesten wurden: „Das Grab ist leer, der Held erwacht" (1777 wahrscheinlich von Franz Seraph v. Kohlbrenner gedichtet) und „Wahrer Gott, wir glauben Dir", das Christoph Bernhard Verspoell im Jahre 1810 schuf.

Werden wir diese Osterlieder nicht noch inniger singen, wenn wir so daran denken, wie schon unsere Ahnen sie sangen, vor hundert Jahren, vor einem Jahrtausend? Auch das ist ein „Ostern", Corstan, Auferstehen!

*

Beschwörung.

Von Kurt Erich Meurer.

Ihr besunget tausendfach,
Wälder, Felder, Fluß und Bach,
Vogelflug und Falterntanz,
Wolke, Wind und Sonnenglanz:

wieder durch der Sinne Tor
zieht herein im Jubelchor,
daß ihr ewig neu erlebt
immer höher euch erhebt

bis zu jenem Zauberkreis,
wo die Seele nicht mehr weiß
ob das Glück der Erde singt
oder ob der Himmel klingt.

*

Zur Geschichte des Räuberwesens am Niederrhein.

Von Johannes Lenders (Bedburdyck).

In Zeiten der Not sind Räuber und Mörder keine seltene Erscheinung. So war es auch in den bewegten Zeiten zu Ende des 18. Jahrhunderts, als die öffentliche Unsicherheit, der die vielen Kleinstaaten nicht Herr werden konnten, immer mehr überhand nahm. Gerade die zerrissenen Grenzen begünstigten das Räuberunwesen, da die Banden leicht von einem Ländchen in das andere kommen und sich vor Verfolgungen ziemlich sicher fühlen konnten. Auch in der ersten Zeit der französischen Verwaltung wurden die Zustände nicht besser.

In einer im Jahre 1804 bei Keyl in Köln erschienenen Schrift, betitelt: Aktenmäßige Geschichte der Räuberbanden an den beyden Ufern des Rheins", sind diese Zustände eingehend geschildert. Die Darstellung zeichnet sich durch große Lebendigkeit aus und habe ich die in dem Werk enthaltenen Nachrichten großenteils für die hier folgenden Mitteilungen benutzt.

In unserer Gegend war es zuerst die große niederländische Bande, welche von sich reden machte. Bereits um 1790 bildete sich in Brabant eine Bande unter Anführung der Brüder Franz und Jan Bosbeck, welche sich nachher mit den von dem berüchtigten Pickard geführten Raubgesellen vereinigte. Nachdem sie in Brabant und den Niederlanden große Raubzüge unternommen hatten, wobei sie ihre Streifen bis nach Frankreich hinein ausdehnten, wurden sie im Jahre 1795 von einem ihrer Genossen verraten und in der Gegend von Brüssel fast ganz aufgerieben. Verschiedene Mitglieder der Bande flohen nach Paris, andere begaben sich nach Deutschland.

Franz Bosbeck war einer der ersten, die sich nach den strengen Maßnahmen, welche man in dem bisherigen Aufenthaltsgebiete gegen die Räuberbanden anwendete, nach Mersen wandten. Auch andere Mitglieder seiner Bande kamen hierhin. In Mersen, dem früheren Aufenthaltsorte der Bockreiter, fanden sie Freunde und Hilfe in Menge. Auch Anbringer, Hehler und Helfershelfer standen genügend zur Verfügung.

Seit dieser Zeit (1795) erscheinen erst die Mersener am Niederrhein. Die Brüder Bosbeck sind, wie auch schon in Brabant, die Anführer bei den Raubzügen. Bis dahin hatte die sogen. Krefelder oder Neußer Bande genug des Unfuges getrieben. Ihre Diebstähle, die meist im Stillen und ohne Gewalttätigkeiten verübt wurden, waren jedoch minder gefährlicher Art. Anders dagegen die Diebstähle der Mersener. Diese erbrachen mit Rennbäumen solche Häuser, in denen sie Geld und Wertsachen vermuteten, mochten diese auch noch so fest verwahrt sein. Bei den Ueberfällen verübten sie Grausamkeiten aller Art.

Es kann natürlich nicht meine Aufgabe sein, hier alle Gewalttaten der Bande aufzuzählen. Ich habe diejenigen herausgegriffen, welche in unserer engeren Heimat vorgekommen sind und so recht die Unsicherheit der damaligen Zeit erweisen. Schon im ersten Jahre ihres Auftretens am Niederrhein zeigten sie sich in der Odenkirchener und Erkelenzer Gegend, wo sie eine ganze Anzahl Diebstähle und Ueberfälle verübten, von denen ihnen gleichwohl nur einige bestimmt nachgewiesen werden konnten. Merkwürdig ist immerhin, daß niemand auf den Gedanken kam, die Täter in der Ferne zu suchen, daß die (französische) Gendarmerie vielmehr des festen Glaubens war, diese müßten sich irgendwo in der Nähe aufhalten. Demzufolge hatte man die Krefelder Bande, deren Mitglieder zum Teil schon bekannt waren, in Verdacht, die Diebstähle ausgeführt zu haben, obgleich diese fast immer ihr Alibi nachweisen konnten, und die Art der Ausführung ihrer Diebstähle sich wesentlich von der der Mersener unterschied. Die letzteren, welche zum Teil beritten waren, zogen nach vollbrachtem Raub ebenso schnell zurück, wie sie gekommen waren, so daß sie immer unerkannt blieben. Wer hätte aber auch vermuten können, daß Räuber aus der Gegend von Maastricht hier ihre Raubtaten unter Mitführung von Wagen und Pferden ausführen und sich dann irgendwo an der Maas verbergen würden.

In der Nacht vom 11. auf den 12. Oktober 1795 überfielen die Mersener das Anwesen des Ackers Bartholomäus Quack in Schaan bei Kelzenberg. Sie hatten sich unter der Mauer auf den Hof desselben durchgegraben und von dort die Haustür gesprengt. Zum Rennbaum hatte der Bande diesmal das in der Nähe des Hauses Bontenbroich stehende Kreuz gedient. Als Quack durch das Getöse erwachte, waren die Räuber schon im Hause. Unmittelbar darauf war das Haus von oben bis unten hell erleuchtet. Als Quack die Schlafzimmertüre öffnet, stürzten die Räuber herein, knebelten ihn und seine Frau, verbanden ihnen die Augen und zwangen sie unter den fürchterlichsten Mißhandlungen, den Aufbewahrungsort ihres Geldes anzuzeigen. Mit einem Brecheisen, das nachher zurückblieb, erbrachen sie sämtliche Türen und Behältnisse und raubten Geld, Wertsachen und Kleidungsstücke. Statt nun abzuziehen, hielten sie in dem Hause des Ueberfallenen ein Zechgelage ab und tobten und lärmten von 10 Uhr abends bis in den frühen Morgen. Diese Beschäftigung unterbrachen sie nur, um über die bedauernswerten Eheleute herzufallen. Bei jedem Versuche des Ueberfallenen, seine Augenbinde zu entfernen, oder die Stricke, mit denen er gebunden war, zu lockern, wurde er mit Fußtritten und Schlägen mißhandelt. Aber die ganze Wut der vertierten Gesellen bekam die unglückliche Frau des Quack zu fühlen. Sie wurde ebenso wie ihr Mann mißhandelt, bis endlich mehrere der Räuber sie solange mit Füßen auf Brust und Hals traten, daß sie nach längerem Todeskampfe den Geist aufgab. Hierdurch, ließen sich die Unmenschen aber nicht in ihrem Gelage stören, welches sie nach dem Mord noch mehrere Stunden fortsetzten. Wodurch sie zum Abzug veranlaßt wurden, ist nicht aufgeklärt. Ob die Ortseinwohner das Lärmen nicht gehört haben, oder ob sie sich fürchteten, den Ueberfallenen zu Hilfe zu kommen, konnte ich nicht ermitteln, da manches über diesen Ueberfall im Dunkeln geblieben ist.

Das Sterbebuch der reformierten Gemeinde Kelzenberg sagt über diese Begebenheit: „Des Nachts vom 11. auf den 12. Oktober 1795 wurde von einer Diebesbande in Schad in ihrem Hause ermordet die Frau des Bartholomäus Quack, geborene Anna Mones; begraben den 13."

Am 28. desselben Monats erschienen die Räuber in großer Anzahl in dem nahegelegenen Hackhausen, wo sie das Anwesen des Philipp Deutzen überfielen. Mit ihren Sturmbalken zertrümmerten sie das im Erdgeschoß gelegene Fenster und drangen dann in das Haus ein. Als Deutzen die Gefahr bemerkte, öffnete er das Schlafzimmerfenster und rief um Hilfe. In demselben Augenblick wurde ein Schuß auf ihn abgegeben, welcher ihn in den Arm traf. Unterdessen hatten die Raubgesellen sich Eingang zu den oberen Räumen verschafft und suchten in sein Schlafzimmer einzudringen. Deutzen verstellte den Eingang mit schweren Kisten, doch wurde die Tür durch die vereinten Bemühungen der Räuber stark beschädigt. Der Ueberfallene hielt eine geladene Pistole durch die so entstandene Oeffnung, um auf die Räuber zu schießen. Fast im gleichen Augenblick schoß einer der Räuber durch die gleiche Oeffnung. Deutzen verlor durch den Schuß ein Auge und konnte auch in der Folgezeit mit dem anderen Auge nur noch wenig sehen. Er stürzte mit einem lauten Schrei bewußtlos zu Boden. Die erschrockene Frau räumte darauf die Kisten fort, welche den Eingang verstellten, und ließ die Räuber in das Zimmer. Die Eheleute wurden unter Mißhandlungen und Bedrohung mit dem Tode veranlaßt, ihr Geld und ihre sonstigen Wertsachen auszuliefern. Der Wert des Gestohlenen betrug über 6000 Livres*) Bei den hier geschilderten Ueberfällen war Jan Bosbeck Anführer der Bande.

Wir ersehen aus dieser Darstellung, daß auch in der sogen. „guten alten Zeit" das Leben nicht immer so ruhig und behaglich verlief, wie wir es uns heute vorstellen.

*

Der Anemonenstrauß.

Das war ein Klingen, wohin ich schritt!
Der alte Weg, der berghinauf ging,
Schwang jung in Lieder bei jedem Tritt.

O Wind, o Wolke, o Wipfelbraus!
Groß, rein und frei drückt jedes Ding
Heut' seiner Schönheit Stärkstes aus.

Wie arm der Worte Silberring!
Ich brachte ganz beschämt nach Haus
Einen kleinen Anemonenstrauß —
Einen frühlingklingenden Blütenstrauß.

Aus: „Landschaft-Menschen-Ich" von Franziska Martienßen.

*

Was ist Föhn?

Von Henry Hoek.

Der Föhn — und in seinem Gefolge Schneeschmelze und Lawinenbruch — beherrscht im Frühjahr vielerorts die Natur. Wenige wissen über seine Entstehung und seinem Wesen Bescheid. Mit Genehmigung des Verlags Brockhaus bringen wir folgendes Kapitel aus dem Buch „Wetter, Wolken, Wind" von Henry Hoek.

Das Wort Föhn ist lateinischen Stammes und hieß ursprünglich Favinus. Favinus aber war der liebliche, laue Westwind. Wissenschaft und deutscher Sprachgebrauch haben Föhn aus dem Wortschatz der alemannischen Schweizer übernommen. Dort aber bezeichnete er den warmen, trockenen, vom Gebirge kommenden Südwind. Einst (und diese Zeit liegt noch gar nicht so sehr lange zurück!) meinte man, er wäre der heiße Südwind der Sahara, der über Mittelmeer, Italien und Alpen weg den Weg bis in die Schweizer Täler und auf die Nordseite der Berge fände. Auch heute kann man diesem Glauben noch manchmal begegnen. Irrtümer, die das Wetter betreffen, sind, scheint es, fast unausrottbar; selbst daß die Planeten mit dem Gepräge ihrer menschlich-göttlichen Eigenschaften das Wetter machen, ist eine Ansicht, deren letzter Rest noch lebt in der Verehrung des Mondes; und den allermeisten ist der Luftdruckmesser (das „Barometer") immer noch das Wetterglas ohne irgend welche Einschränkung.

Dann aber lernte man, daß Oberitalien einen warmen, von Norden aus den Bergen kommenden Wind hat, daß die Provence einen aus Osten kennt und daß ähnliches in fast allen Gebirgen der Fall ist. Wir kamen zur Einsicht, daß der Föhn ein Bergfallwind ist, der durch Druck und innere Reibung sich erwärmt, der also sehr viel Wasser „lösen" kann (genau der umgekehrte Vorgang — „Prozeß" — wie bei der Wolkenbildung in aufsteigenden Strömen!) und also auch trocken und mit heiterm Himmel verbunden ist. Es ist ja nicht gar zu schwer, die Wärme desselben Windes an verschiedenen Orten zu messen. Und man fand zum Beispiel, daß es — freilich in äußersten Fällen (in „Extremfällen") — vorkommt, daß dieselbe Luft, die auf dem Gotthardpasse 0 Grad warm ist, am Vierwaldstätter See schon 10 Grad geworden ist und in Basel 18 oder gar mehr! Auf der Kammhöhe des Gebirges liegen dicke Wolken, die von der „stehenden Föhn-Wolken-Mauer" sich abgelöst haben und immer kleiner werden; über Basel aber blaut ein blasser und reiner Himmel. Viele Tage hintereinander kann dieser Zustand dauern — der Föhn „steht durch". Und wenn wenig Unruhe (wenig „Turbulenz") im Luftstrom herrscht, so gleitet er manchmal friedlich über kältere und untere Schichten weg, ohne sie aufzupflügen, und Tage um Tage (besonders im Vorwinter) liegt ein geschlossenes Ne-

*) Eine Livre hatte einen Wert von etwa ½ Reichstaler. Da drei französische Franken für einen Reichstaler gegeben wurden, betrug dessen Wert etwa 2,40 Mark. Der angerichtete Schaden belief sich also auf etwa 4800 Reichsmark.